Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 15.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 13. April 1843.

Zwei Getäuschte.

(Fortsetzung.)

Vilhem an M. M. — „Lieber Engel, ich schicke Ihnen ein Perlenhalsband, das Sie mir zu Liebe tragen müssen. Ich danke Ihnen sehr für das köstliche Geschenk, mit dem Sie mich bereichert haben. Fühlten Sie nichts von den Küssen, mit denen ich Ihre Haare bedeckte? Das Papier, dessen Sie sich zum Schreiben bedienen, athmet einen so süßen Duft aus, daß er von Ihnen auszugehen scheint. Dieser Duft erlaubt mir, stets bei Ihnen zu sein. Mitten in der Langeweile, welche die mich umgebenden Menschen mir machen, führe ich Ihren letzten Brief, in meiner Hand verborgen, an meine Lippen, und berausche mich an seinem himmlischen Duft. An die Düfte und Farben knüpfen sich für mich eine Menge geheimnißvoller Gedanken, die zu erklären mir fast unmöglich ist, oder deren Erklärung mir in den Augen vieler Menschen das Ansehen eines hohlen Träumers geben würde. Ich habe Ihnen gesagt, ich schreibe nicht mehr für das Publikum. Unter meinen Papieren habe ich einige ziemlich schlecht gereimte Verse und einige Linien Prosa gefunden, welche nur diejenigen verstehen können, denen die Natur ein tiefes Gefühl für Farben gegeben hat, welche nicht blos mit den Ohren hören, sondern auch mit dem Herzen und der Phantasie, zu welchen die Wohlgerüche und Farben eine geheimnißvolle, poetische Sprache sprechen.

„Ich will Sie nicht mit den Versen plagen, nur die Prosa setzte ich her:

„Die Farben haben einen solchen Einfluß auf den Geist, daß man nur eine Zeit lang auf eine Farbe blicken darf, um auf einen ganz andern Gedankengang zu kommen, als den man zuvor verfolgte. Die Farben sind die Musik der Augen; sie combiniren sich gleich den Noten. Es giebt sieben Farben wie sieben Noten, und jene haben ihre Schattirungen, wie diese ihre halben Töne.

„Die Musik fängt an, wo die Poesie aufhört. Es giebt Gedanken, welche im Anfang gesprochen werden und nur in Musik sich endigen können, wenn sie nicht pathetisch werden sollen. Manche Farbenharmonien bringen Empfindungen hervor, welche selbst die Musik nicht schaffen kann. Die Fenster in gothischen Kirchen und die heiligen Klänge der Orgel geben einen ganz gleichen Eindruck; der Weihrauch vervollständigt die Harmonie.

„Die Natur hat Harmonien, welche die schönste Musik kalt erscheinen lassen, weil ihre Harmonien aus dem bestehen, was alle Sinne berührt. Zu gleicher Zeit, wo unser Ohr von dem leisen Säuseln des Windes durch die Blätter, von dem Rauschen des Baches unter blühenden Veilchen, von dem Gesang der Vögel in den Gebüschen, von dem Summen der Biene um die Lilien ergötzt wird, fesselt das Auge das sanfte Grün der Blätter, das Blau der Veilchen, das glänzende Gelb der Biene und wir

athmen den Duft der Blüthen und Blätter. Alle unsere Sinne werden zugleich berührt, ergötzt, entzückt."

Von dem Allen aber verstand die Unbekannte kein Wort. Sie schrieb aber, daß es sehr schön wäre.

M. M. an Vilhem. — „Das schöne Halsband, daß Sie mir geschickt haben, hat mich sehr glücklich gemacht, mein Freund. Da ich gewöhnlich sehr hochschließende Kleider trage, so kann ich es stets tragen, ohne daß man es bemerkt.

Ein mir zufällig in die Hände gefallenes Zeitungsblatt, denn ich lese sie sonst nie, enthält die Nachricht, daß eines Ihrer Dramen, das vor einigen Jahren in Paris aufgeführt worden ist, in Havre gegeben werden soll. Ich werde der Vorstellung beiwohnen.

„Wie freudig wird mein Herz bei Ihrem Triumphe schlagen! Ich werde stolz und glücklich sein! Lieber Vilhem, auch Sie werden im Theater sein; wir werden uns nicht sehen, aber wissen, daß Ein Raum uns umschließt. Der Beifall wird Ihnen um so süßer sein, da Sie denken können, ich höre ihn, und an diesem Abende werden Sie den Ruhm lieben."

Diese Nachricht setzte Roger in große Aufregung. Alles, was seit langer Zeit in ihm geschwiegen hatte, wachte wieder auf. Die ganze Nacht quälte ihn der Gedanke, welches Stück von den Schauspielern gewählt worden sei, und am folgenden Morgen eilte er nach Havre, wo er erfuhr, daß es das Stück sei, welches den größten Beifall erworben hatte. Das tröstete ihn einigermaßen; doch nun erinnerte er sich so mancher schwachen und schlechten Verse. „Ach," sagte er, „wäre ich damals schon von ihr geliebt worden!"

Er wollte mehrere Veränderungen anbringen, eine Rolle umarbeiten, einen Act ganz unterdrücken, und als die Schauspieler sich dem wiedersetzten, die Vorstellung ganz verbieten. Als auch dies nicht anging, gelobte er, sich umzubringen, wenn das Publikum nicht sehr applaudire. Er sprach nicht mehr, aß nicht mehr und drei Tage vor der Vorstellung schrieb er endlich an seine Unbekannte und suchte sie durch alle mögliche Gründe zu bewegen, nicht in das Schauspiel zu gehen. Aber auch hier waren seine Vorstellungen ohne Erfolg.

Eigentlich fürchtete Roger nur die Darstellung und gab sich den Schein, den Beifall des Publikums zu verachten, weil er seiner nicht ganz sicher war. Im Grunde seines Herzens kannte er kein größeres Glück, als seinen Namen in Gegenwart derjenigen, die er liebte, verherrlicht zu wissen.

Der für die Vorstellung festgesetzte Tag erschien; Roger konnte seiner Unruhe nicht Herr werden. Selbst der Anschlagzettel steigerte sie. Sein Name war in zu großen Lettern gedruckt und konnte dem Publikum als ein Zeichen seiner Eitelkeit gelten und es verstimmen. Der Preis der Plätze war erhöht worden und mußte nothwendig die Zuschauer weniger nachsichtig machen. Er erfuhr, daß am vorigen Tage sich die erste Liebhaberin mit dem ersten Liebhaber gezankt hatte, und diese Stimmung mußte Kälte in ihr Spiel bringen.

Vom frühesten Morgen an konnte er nirgends Ruhe finden; Alles, was er vornahm, verrieth seinen innern aufgeregten Zustand. Er dachte daran, wie er sich kleiden wolle. Die Unbekannte konnte ihn errathen, einer der Zuschauer konnte ihn erkennen und ihn als Verfasser des Stückes bezeichnen.

Lange überlegte er, ob er ein weißes oder schwarzes Halstuch umbinden sollte. Als er sich für das schwarze entschieden hatte, fand er, daß das beste nicht gesäumt war. Er rief Berenice und trug ihr auf, dieß zu thun; diese aber hatte Manschetten für Madame zu plätten und meinte, sie habe keine Zeit. Jetzt dachte er, das weiße Halstuch zu nehmen.

Martha ließ mit dem Frühstück auf sich warten und Roger war deshalb sehr übler Laune. Es schien ihm, Alles ginge heute verkehrt. Er aß wenig und dachte nur an das weiße und schwarze Halstuch, wobei er stets dem letzteren dem Vorzug gab, besonders weil sich ihm hier Hindernisse entgegen stellten, und er den Glauben hegte, Alles gehe heute schlecht.

Da begann Martha das Wetter zu loben. Roger erschrak über diese Bemerkung, denn in ihr lag vielleicht eine Absicht, mit ihm eine Promenade zu machen. Er antwortete daher nur: „Hm! hm!"

„Monsieur," begann darauf Berenice, die darin einen Zweifel über das Wetter zu sehen glaubte. „Wir haben Ostwind; das Wetter bleibt den ganzen Tag schön."

„Berenice," nahm Roger wieder das Wort, „es wäre besser, mein Brod zu rösten, statt den Kalender zu machen!"

Berenice ging und Roger hielt eine lange Abhandlung über die Fehler, welche das Mädchen habe.

„Das Meer ist ruhig und glatt wie ein Spiegel," sagte Martha statt einer Antwort auf den behandelten Gegenstand.

„Du darfst nicht trauen;" versetzte Roger. „Was auch Berenice sagt, der Wind wechselt von Ost nach Süd, und sogar nach Südwest." Während er dieses sagte, fühlte er sich von einer entsetzlichen Furcht ergriffen. Es schien ein weit entsetzlicherer Sturm über ihn ausbrechen zu wollen, als der heftigste und anhaltendste Südwestwind bringen konnte; Martha hatte schon lange davon gesprochen, ihre Familie zu besuchen; und wenn sie es wünschte, so hatte er keinen Grund, ihr den Wunsch zu versagen. Kein Lufthauch bewegte die Blätter der Bäume in dem Garten. Er suchte ihr wenigstens zuvorzukommen.

„Das Wetter ist günstig," meinte er endlich; „wahrscheinlich wird Deine Schwester Dich heute besuchen. Sie wird eine gute Ueberfahrt haben."

Berenice trat mit einem Briefe ein, den sie ihrer Herrin übergab. „Wie kommt Dir nur der Gedanke, Roger," sagte Martha, „daß meine Schwester heute kommen wird? Sie ist im Gegentheil unwohl und bittet mich, sie zu besuchen."

„Ich glaubte es, liebe Martha, und glaubte es so fest, daß ich unsern Nachbar und seine Frau eingeladen habe, den Abend bei Dir zuzubringen."

„Welche seltsame Sorgfalt ergreift Dich denn auf einmal, über meine Abende zu verfügen? Du hättest mich wohl zuvor fragen können, ehe Du mich mit Deiner Güte überhäuftest."

„Es war vielleicht unvorsichtig von meiner Seite; doch jetzt, da es einmal geschehen ist, wirst Du Dich schon darein fügen müssen, damit wir uns nicht durch Unhöflichkeit unversöhnliche Feinde machen."

Martha antwortete nicht, sondern dachte auf Mittel, die Anordnung ihres Gatten wieder umzustoßen. Auch Roger ließ das Gespräch fallen, und dachte nach, wie er die Einladung wahr machen könnte, die bis jetzt nur in seinem Kopfe existirte. Beide trennten sich in heimlichen Unfrieden und bereit, sich in einen Kampf einzulassen.

Roger eilte zù seinem Nachbar, den er bei seiner Gattin traf. Diese Frau war gerade jung genug, um ihren alternden Gatten eifersüchtig zu machen. Uebrigens hatte sie vor vier Jahren eine ziemlich scandalöse Intrigue mit einem Lieutenant der Zollwächter gehabt. Roger brachte seine Einladung an, als er aber das Haus des Nachbars verließ, begegnete ihm Berenice, die einen Auftrag von Seiten seiner Frau hatte. Er wünschte sich Glück, daß er ihr zuvorgekommen sei, und eilte zu Martha, um sie zu bitten, ihm sein Halstuch zu säumen.

Der Brief, den Martha ihrer Nachbarin schrieb, lautete folgendermaßen. „Ich hoffe, liebe Nachbarin, daß Sie nicht vergessen haben, daß ich Sie heute Abend erwarte. Ich freue mich um so mehr, Sie bei mir zu sehen, da Sie mir dieses Vergnügen nur selten verschaffen. Wir werden Gesellschaft haben, und ich rechne auf Ihre Schönheit und Ihren Geist, den Abend so angenehm als möglich zu machen. Der Lieutenant der Zollwächter wird uns einige neue Romanzen singen, die er von Paris erhalten hat."

Darauf antwortete die Nachbarin, wie Martha es erwartete. „Ich versprach mir das größte Vergnügen von Ihrer freundlichen Einladung, aber die Migräne, an der ich, wie Sie wissen, zuweilen leide, hat mich heute so heftig ergriffen, daß ich vor Schmerz vergehen möchte. Sie haben übrigens Unrecht, mir die Seltenheit meines Besuchs vorzuwerfen, sobald meine Gesundheit es mir erlaubt, werde ich mich persönlich bei Ihnen entschuldigen und Ihnen meinen Dank sagen."

Martha zeigte Roger diesen Brief, als er mit dem Halstuch in der Hand zu ihr kam.

„Die üble Laune der Nachbarin," sagte sie, „macht mich nicht untröstlich. An ihre Migräne glaube ich nicht. Jetzt will ich meine arme Schwester besuchen, denn ich bin gewiß, daß sie kränker ist, als sie sagt."

„Erlaube mir anderer Meinung zu sein, liebe Martha; ich kenne Deine Schwester genug, um zu glauben, daß sie ihr Unwohlsein eher übertreibt als mildert. Hast Du wohl die Gefälligkeit..!" fuhr er fort, indem er ihr das Halstuch hinhielt.

„Du täuschest Dich sehr über meine Schwester," unterbrach ihn Martha; „oder findest ein Vergnügen darin, mir zu widersprechen. Wenigstens ist es nicht freundlich, Böses von einer Person zu sagen, die ich liebe, und deren Gesundheitszustand mich beunruhigt."

„Aber, liebe Martha, die Gefahr kann seit zehn Minuten nicht gestiegen sein. Deine Unruhe scheint mir nur im Geist des Widerspruchs ihren Grund zu haben."

So gab ein Wort das andere, bis Roger seiner Frau geradezu verbot, nach Havre zu gehen. Diese ergab sich scheinbar in den Willen ihres Gatten und säumte die Cravatte. Roger hatte sich unterdessen

langsam angekleidet, als die Glocke des Dampfbootes erscholl, als das letzte Zeichen von seiner Abfahrt.

Roger's Herz hörte auf zu klopfen, Martha sah ihn an, er suchte völlige Gleichgültigkeit zu heucheln. Aber er mußte nach Havre und sollte er auch hinüberschwimmen. Kräftige Naturen fühlen bei Dingen, die geschehen müssen, eine Art Zuversicht; Hindernisse machen sie schwieriger, aber nie unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

*Eine schnell entdeckte Missethat. Ein Dienstmädchen zu Lyon verließ kürzlich ihre Brotherrschaft auf einige Tage, um ihre Angehörigen in dem unfernen Bourgoing zu besuchen. Auf ihrer Fußwanderung dahin traf sie mit einem jungen Soldaten zusammen, welcher eben aus Algerien kam und mit seinem Abschiede in der Tasche in seine Heimat zurückkehrte. Ihre Bekanntschaft ward bald gemacht, und im Laufe des Wanderungsgespräches erzählte ihm das Mädchen, daß es seine Ersparnisse im Betrage von 800 Franken nach Hause bringe. Bei der Ankunft in einem Orte, St. Laurent genannt, sagte sie zu ihm, da es schon spät sei, beabsichtige sie die Nacht bei einer befreundeten Familie allda zu verbleiben, werde aber mit dem Frühesten ihre Reise weiter fortsetzen. Nun entschloß sich der Soldat ebenfalls im Orte zu übernachten, und versprach ihr, am folgenden Morgen um eine bestimmte Stunde sie abzuholen und dann bis in ihren Heimathsort zu geleiten. Als er des Morgens an der Thüre des Hauses klopfte, wo er sie Abends zuvor verlassen hatte, wurde dieselbe nicht geöffnet, eine rauhe männliche Stimme bedeutete ihm kurzweg, das Frauenzimmer sei schon seit einer Weile fort. Von Eifer sie einzuholen angetrieben, eilte der junge Soldat so schnell als möglich fort, begann aber, als er nach einer geraumen Weile des hastigsten Gehens keine Spur von dem Mädchen erblickte, einigermaßen befremdet zu werden. Endlich traf er zwei Gensd'armen, die ihm entgegenkamen, und erhielt auf seine Frage, ob sie nicht einem Frauenzimmer von dem und dem Aussehen begegnet seien, den Bescheid, es sei Niemand des Weges gekommen. Nun wurde plötzlich ein Verdacht in ihm rege, daß es hier nicht ganz richtig zugehen könne. Die Gensd'armen, denen er denselben mittheilte, baten ihn nun selber, umzukehren und mit ihnen nach St. Laurent zu gehen. Als sie vor dem erwähnten Hause anlangten, war dasselbe auffallender Weise noch fest verschlossen, und ihr Pochen blieb unberücksichtigt. Von einem Knaben, der in der Nähe spielte, und der Sohn des Hauseigenthümers war, erfuhren sie auf Fragen, die sie an ihn richteten, der Vater befinde sich im Keller, wo er etwas in den Boden verscharre. Nun wurde das Haus sogleich umzingelt, nach einem Schlosser geschickt und die Thüre erbrochen. Im Keller fand man den Bösewicht, welcher eben im Begriff war, den verstümmelten Leichnam des Mädchens zu verscharren. Er hatte dasselbe im Schlafe erschlagen, um die 800 Franken zu rauben.

*In einer englischen Stadt erlaubten sich kürzlich zwei junge Männer folgenden schlechten Spaß: Sie nahmen die erstarrten Bienen aus einem Bienenstocke, trugen sie in einem Taschentuch unbemerkt in einen Ballsaal und versteckten sie dort. Als die Wärme in dem Saale bedeutend wurde, lebten die Bienen auf, flogen herum und stachen Tänzer und Tänzerinnen, die erschreckt entflohen. Erst später verriethen sich die Thäter, gegen die mit Recht eine Klage eingereicht wurde, die ihnen wohl die Lust benehmen wird, mit anderer Leute Gesundheit ein solches Spiel zu treiben.

*Das Theater in Cette ist weiter nichts als eine Scheuer, und soll über dem Podium nicht einmal ein Dach haben. Unlängst kam da die „weiße Dame" zur Aufführung, und als diese bis zum zweiten Acte gediehen war, hatte der Maschinenmeister nicht nöthig, einen künstlichen Sturm zu machen, wie ihn das Stück erfordert, denn die Natur ersparte ihm zur rechten Zeit die Mühe, da sich ein heftiges Ungewitter erhob, und einen rauschenden Platzregen niederschüttete. Nichts desto weniger wurde wacker fortgespielt, nur bat sich der Director von seinem geehrten Auditorium die Erlaubniß aus, daß seine Sänger und Sängerinnen zur Schonung der pretiosen Garderobe Regenschirme zur Hand nehmen dürften.

(Auflösung der Homonyme in der vorigen Nummer:)

Körner.

Druck und Verlag von W. Levysohn.